

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 101 (2007)
Heft: 3

Artikel: Integration schafft Desintegration : philosophische Reflexionen zu einem umstrittenen Umstand
Autor: Schmuckli, Lisa
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-389865>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

1. Deregulierungen und ein Unbehagen lassen Integration fragwürdig werden.

Wer von Integration spricht, diese fordert oder auch ablehnt, macht erst einmal deutlich, dass – ich formuliere bewusst offen – ein integriertes Leben nicht mehr selbstverständlich, sondern fragwürdig ist. Wie oft schon haben Sie gedacht: Das darf doch nicht wahr sein! Und wie oft den Kopf geschüttelt: Wie kann man nur... Oder gemurmelt: Ich verstehe das nicht... Oder fassungslos moniert: Bin ich denn im falschen Film? – Es sind diese spontanen Eindrücke, die darauf verweisen, dass wir an spezifische Deregulierungen stossen, will heissen: über *Regeln* stolpern, die *nicht mehr wie gewohnt* wirken.

Die Regel, dass mit einem durch Fleiss und Einsatz erworbenen guten Schulabschluss und einer seriösen Bewerbung eine *Lehrstelle* gefunden wird, greift zu kurz. Die Jugendlichen können sich nicht mehr darauf verlassen; sie müssen erfahren, dass ihr Einsatz, ihr Lernwille, ihr Wunsch zu arbeiten, Geld zu verdienen und sich so in die Arbeitswelt zu integrieren, nicht ausreichen. Sie erfahren im Weiteren, dass, falls sie eine Ausbildung machen können, diese scheinbar schnell «veraltet» und keine Gewähr mehr bietet, ein Leben lang auf dem gewählten Beruf arbeiten zu können.

Die Regel, dass *kranken Menschen* im Wohlfahrtsstaat Schweiz eine angemessene Behandlung zusteht, greift zu kurz. Kranke Menschen erfahren zunehmend, dass sie als *Kostenfaktor* wahrgenommen werden, um ihre Behandlung kämpfen und sich gegen den öffentlich geschürten Verdacht zu simulieren, wehren müssen.

Oder die Regel, dass *Medien* recherchieren, ihre Fakten überprüfen, das Bildmaterial kritisch auswählen und die Bürgerinnen und Bürger ausgewogen und ehrlich informieren, greift zu kurz. Zeitungsleserinnen, Fernsehkonsumenten und Radiohörerinnen stellen

Integration schafft Desintegration.

Philosophische Reflexionen zu einem umstrittenen Umstand

In ihrem Referatstext reflektiert die Philosophin Lisa Schmuckli «in vier Fragmenten» das Thema «Integration». Der erste Teil zeigt, dass die wiederkehrende Problematisierung von Integration Ausdruck von Deregulierungen und von einem allgemeinen Unbehagen in dieser gegenwärtigen Zeit ist. Im zweiten Teil führt die Autorin die These aus, dass die Ordnung der Gesellschaft auf Ausschluss gründet und dass folglich Integration zu einem gesellschaftlichen Auftrag mit Ambivalenzen wird. Gibt es auch Voraussetzungen, die eine ambivalente Integration ermöglichen oder gar erleichtern würden? In einem dritten Teil werden zwei Vorschläge, wie solche Voraussetzungen idealtypisch aussehen könnten, zur Diskussion gestellt. Das Referat schliesst mit der Auflösung oder zumindest mit der Erläuterung des Titels: Integration schafft Desintegration.

Red.

fest, dass die Medien zunehmend ihre journalistische *Unabhängigkeit* und den Auftrag öffentlicher Denk- und Analysearbeit aufgeben und damit zur «Fiktionalisierung von Wirklichkeit»¹ beitragen.

Mit diesen Beispielen von Deregulierung will ich zeigen, dass wir uns in dieser Welt nicht mehr daheim fühlen, dass sie uns zunehmend unvertraut und fremd wird. In seiner Schrift *Das Unbehagen in der Kultur* konnte Freud noch notieren, dass wir «aus dieser Welt nicht fallen (können). Also ein Gefühl der unauflösbaren Verbundenheit, der Zusammengehörigkeit mit dem Ganzen der Aussenwelt» haben.² Heute besteht das Unbehagen wohl genau im Gefühl, tatsächlich *aus der Welt fallen* zu können! Die Verbundenheit mit der Aussenwelt und die Zusammengehörigkeit mit dem sozial Ganzen, dem Sozialraum, haben sich dereguliert oder gar aufgelöst; wir sind – pointiert – aus der Welt gefallen, sind desintegriert.

Aber nicht nur die Welt zerfällt, auch das Individuum verliert tendenziell seine *biographische Kontinuität* bzw. muss diese als Identität hervorbringen. Das Bild, das der Mensch von sich selber hat, erweist sich als eine lose Sammlung von *Schnappschüssen*.³ Das Selbstbild ist weniger eine gefestigte Figur denn vielmehr ein Haufen zusammengewürfelter Einzelbilder. Mit anderen Worten: Die Identität wird problematisch; sie entwickelt sich nicht mehr selbstverständlich, eingebettet beispielsweise in eine (Erzähl-)Gemeinschaft und begleitet von Vorbildern, verankert auch in einer Zeitdimension, die Erfahrungen zulässt. Vielmehr wird Identität zu einer zufälligen Momentaufnahme, die zudem unter dem Druck der Effizienz und Anpassung steht und im Verlauf des Lebens individuell zusammengesetzt und manchmal mühsam, manchmal lustvoll hervorgebracht werden muss.

Das Unbehagen angesichts dieser Desintegration konkretisiert sich auch in einer Atmosphäre der *Ungewissheit*

und im Gefühl der *Angst*. Die Ungewissheit beispielsweise, ob der eigene Arbeitsplatz morgen noch existiert, ob der Pensionskassenanteil nicht doch auch verspekuliert worden ist, ob die eigene Gesundheit dem gesteigerten Lebenstempo folgen kann. Die Angst beispielsweise davor, von gelangweilten betrunkenen Jugendlichen an einer Bushaltestelle verprügelt zu werden, oder die Angst vor dem globalen atomaren Wettrüsten.

Mir scheint, dass dieses Unbehagen, die Atmosphäre von Angst und Ungewissheit, kollektiv immer wieder von Neuem zurückgedrängt, übergangen und sozial bzw. politisch verharmlost (vernütigt) wird; das fördert eben ein *aggressives Verhalten* – und zwar nicht nur auf der Strasse oder in der Politik, sondern auch in der Wirtschaft. Der kollektive Umgang mit diesem Unbehagen führt zu einer eigentlichen «sekundären Barbarisierung»⁴.

Der hier skizzierte Verlust von Selbstverständlichkeiten und das vielschichtige Unbehagen bewirken, dass wir desintegriert – eben: aus der Welt gefallen – leben. Aber ist es denn wirklich ausschliesslich ein Verlust? Unbehagen und Angst sind auch dann wahrnehmbar, wenn sich etwas Neues eröffnet; und aus den Gewohnheiten herauszurollen, kann auch ungeahnte *Freiheiten* mit sich bringen. – Welche Integration ist denn angesichts dieser Zeitdiagnose gefragt: eine Art Re-Integration in die Gewohnheitsregeln, ins «Altbekannte» oder aber eine Integration in neu gewonnene Freiheiten? Fest steht nur: Integration selbst ist abermals zu diskutieren.

2. Die Ordnung der Gesellschaft basiert auf Ausgrenzung – und zieht damit Integration zwingend nach sich.

Leben, arbeiten, sozial oder politisch tätig sein bedeutet immer leben, arbeiten, sozial oder politisch tätig sein *mit Anderen*. Es ist offensichtlich, schon fast eine Banalität: Leben bedeutet leben mit Anderen, anderen Menschen und ande-

ren Wesen (z.B. Haus- und/oder Nutztieren), als wir es sind. Die *Gesellschaft* nun organisiert und ordnet dieses Leben und Arbeiten mit anderen modellhaft, indem sie *einteilt*: Die einen gehören dazu, haben diese Gemeinschaft vielleicht aufgebaut, Regeln eingeführt und/oder abgeändert und sind etabliert; die anderen sind erst seit kurzem dazu gestossen, kennen die Regeln kaum und werden als Aussen-seiter wahrgenommen. Diese Ordnung – hier die *Etablierten*, dort die *Aussen-seiter* – schafft eine gewisse Klarheit und damit auch eine gewisse Sicherheit und Stabilität der Gesellschaftsordnung.

Ich bin mir durchaus bewusst, massiv zu vereinfachen. Worauf es mir ankommt, ist jedoch folgende Feststellung: Die Etablierten einen sich, indem sie die Anderen ausschliessen. Diese Gesellschaftsordnung entsteht durch *Inklusion* der Etablierten und *Exklusion* der Anderen. Die Anderen: Das sind je nach Interesse, Kalkül und/oder ordnungspolitischen Interventionen mal die Migranten und Migrantinnen, mal die Frauen oder die IV-Bezüger. Prototyp des Anderen ist der

Fremde. So wird beispielsweise der Fremde in der modernen Gesellschaft durch die politischen Konzepte der ethnischen und nationalen Identität bestimmt. Der Fremde, der «heute kommt und morgen bleibt» (Simmel), hebt sich von der nationalen Identität der so genannten Einheimischen ab. Dabei «geht vergessen, dass ‹fremd-sein› sich nicht durch sich selbst bestimmen kann»⁵; «fremd-sein» basiert auf Zuschreibungen der Etablierten. Hinsichtlich jener Menschen, die dazugehören, die zum Kreis der Etablierten gehören, lassen sich gewisse moralische Pflichten und Verantwortungen festmachen.⁶ In der Abgrenzung vom Anderen wird somit bestimmt, wer zu den Etablierten gehört und welchen Wert diese Zugehörigkeit hat. Die Fremden werden in diesem Inklusion-Exklusions-Ordnungsverfahren zur *negativen Vorlage* des *positiven Selbstverständnisses* der Etablierten.

Der Fremde ist, je länger er bleibt, auch *fast schon* etabliert. Der Fremde ist ein Arbeitskollege im Sozialamt, eine Freundin, die Pflegerin der Schwieger-

*Integration am Arbeitsplatz:
Mitarbeiter der Hilti-
Werke (Bild: Roland
Schneider).*

mutter, der Journalist, der morgen seinen Beruf an der Schule vorstellen wird; sie sind Teil der Gesellschaft und erfüllen die Bestimmungen, jene Eigenschaften der Etablierten, denen man verpflichtet ist. Und wenn sie wieder zurückkehren? Die Etablierten werden von dieser Phantasie bedrängt und beunruhigt, dass die vertrauten Fremden ja jederzeit wieder gehen und sie damit verschmähen und verwerfen könnten. Und diese *phantasierte Zuschreibung* lässt den vertrauten Fremden wieder zum Aussenseiter werden.

Die Fremden werden zu *Trägern von Ambivalenzen*. Der Fremde, der allenfalls wieder zurückkehrt, verwirft die Aufnahmegesellschaft und wirft damit zugleich den Etablierten auf sich selber zurück. Der Etablierte ist jetzt mit der Frage konfrontiert, ob es ihm möglich ist, ein Anderer zu sein. Zugleich verdeutlicht der Fremde, dass auch der *Etablierte* emigrieren und damit *fremd* werden könnte; dass dann auch der Etablierte zwar von seinem Grundrecht, auszuwandern, Gebrauch machen kann, dass er aber ebenso wenig auf ein Recht einzuwandern, zurückgreifen kann⁷ und folglich auf eine Art «Gastrecht» hoffen muss. Wie würde man mit ihm, dem Etablierten, an fremden Orten «verfahren»? – Die eigenen Ambivalenzen werden dem Fremden angehängt; anders gesagt: Aussenseiterinnen und Aussenseiter werden zu den Fängern der Risiken und Ängste, die das Unbehagen in dieser Gesellschaft bzw. in diesem sozialen Raum mit sich bringen.

Ausgeschlossen und zu Trägern von Ambivalenzen werden jedoch nicht nur Fremde; auch Kranke und Behinderte oder/und deviante Jugendliche und/oder allein erziehende berufstätige Mütter (oder noch weitere «Gruppierungen») unterliegen diesem Inklusion-Exklusions-Ordnungsverfahren. Ausgeschlossen werden meist jene Menschen, die eine *Differenz zu den Etablierten* in ihrem Verhalten, mit ihrem Körper und ihrer

Lebensführung sichtbar machen und offenbaren. Indem man (beispielsweise) den Kranken als Kostenfaktor in den Griff bekommt, verweigert man sich zugleich der Ambivalenz seiner Versehrtheit, seiner Hinfälligkeit oder gar seiner Todesnähe, die wiederum berühren und damit das eigene Unbehagen schüren könnte.

Integration im Sinne der *Assimilationspolitik* hatte den Aussenseiter dem Etablierten angleichen wollen und damit gleichzeitig das Inklusion-Exklusions-Ordnungsverfahren beibehalten. Ziel war es, die Ordnung der Gesellschaft durch «Schweizermacherei» aufrechtzuerhalten. Ein Nebeneffekt war die Illusion, damit auch die Ambivalenzen ausschalten zu können. Das Versagen der Assimilationspolitik hat faktisch zu einer pluralen, *multiethnischen Gesellschaft* geführt.⁸ Die Ambivalenzen sind jedoch nicht gelöst, vielmehr noch immer virulent und schüren anhaltend Unsicherheiten und Unbehagen.

Integration im Sinne einer *Akkulturationspolitik* will die Eigenart des Anderen erfahren, kennenlernen, schliesslich auch anerkennen, so dass die vertrauten Regeln, die herkömmliche Ordnung und die gewohnten Lebensweisen des Etablierten selbst infrage gestellt und damit verändert werden. In diesem Prozess integriert sich der Fremde, indem er den Etablierten ver-rückt und bewegt, indem schliesslich beide ihren vertrauten Ort/Standpunkt verlieren und einen anderen einnehmen. In diesem Prozess entdeckt auch der Etablierte seine *Selbst-Fremdheiten*. Die französische Philosophin *Julia Kristeva* betont den «Mut, uns selbst als desintegriert zu benennen, auf dass wir die Fremden nicht mehr integrieren und noch weniger verfolgen, sondern sie in dieses Unheimliche, diese Fremdheit aufnehmen, die ebenso ihre wie unsere ist»⁹.

Wie aber kommt man zu diesem Mut, sich desintegriert zu benennen und die Ambivalenzen wahrnehmen zu können?

Kann man diesen Anspruch überhaupt erfüllen? Ist dieser Anspruch Wunsch – oder anzustrebende Wirklichkeit?

3. Ingredienzien einer ambivalenten Integration

Was es braucht, um sich selber als desintegrierte Person zu verstehen, das Grundrecht auszuwandern zu bestätigen und am aufklärerischen, humanen Postulat des (moralischen) *Rechts auf Differenzen* festhalten zu können, möchte ich in diesem dritten Teil skizzieren und zur Diskussion stellen. Meine beiden Ingredienzien lauten: «Differenzverträglichkeit» und «ein wahrnehmungsstarkes Subjekt».

Im Kontext der Multikulturalität ist immer wieder *Toleranz* appellativ gefordert worden. In der Praxis jedoch hat sich gezeigt, dass Toleranz mit Ausschluss und Definitionsmacht zu tun hat, die zugleich das Exklusion-Inklusions-Ordnungsverfahren subtil unterstützen. Folglich ist Toleranz mit Hierarchien und arrogantem Auftreten in Verbindung gebracht worden; schliesslich kippte sie mehr und mehr in *Gleichgültigkeit*. Ursprünglich bedeutete «Toleranz» Duldsamkeit in Glaubensfragen. Dabei ging es in der Duldung nicht nur um eine passive Haltung der Nicht-Einmischung, sondern um eine Anerkennung von Andersartigkeiten. Toleranz umschloss ursprünglich ein doppeltes, nämlich die Duldung der Meinung Anderer und von deren Verhalten, zugleich aber auch die Nicht-Duldung bestimmter Positionen. Wo aber waren hier die *Grenzen* zwischen Duldung und Nicht-Duldung zu ziehen? Eine reine Duldung müsste ja alles dulden, also auch Rassisten oder Sexisten...

Wird Toleranz *grenzenlos* ausgelegt, kippt sie in eine kühle Gleichgültigkeit. *Herbert Marcuse* nannte diese Haltung *repressive Toleranz*: Die Toleranz wird zu einem Alibi, sich nicht einmischen zu müssen. Genau aufgrund dieser unscharfen Grenzziehungen zwischen Tole-

ranz und Gleichgültigkeit hat «Toleranz» als Wert ein immanentes Problem. (Toleranz selbst trägt ein Dilemma in sich: «Nimmt man sie rein als unbeschränkte Duldung, duldet man auch, was nicht zu dulden ist, beschränkt man aber die Duldung, wird die Intoleranz zum inneren Moment der Toleranz.»¹⁰) Verlangt wird vielmehr eine Entwicklung «von der Toleranz zur Differenzverträglichkeit (Hans Saner). *Differenzverträglichkeit* bedingt zum einen, dass man die verschiedensten Unterschiede wahrnimmt und diese zum anderen als gleichwertig und somit auch gleichberechtigt anerkennt. Zugleich geht es darum, zu prüfen, welche Differenzen zu *gravierenden Widersprüchen* und Ambivalenzen führen und scheinbar kaum mehr verträglich sind.

Differenzverträglichkeit, wie ich sie interpretiere, geht von der *Notwendigkeit der Differenzen* in einer pluralen Gesellschaft aus, ohne die damit einhergehenden Ambivalenzen und Anstrengungen zu negieren. Wie sagt der Volksmund so zutreffend: «Gegensätze ziehen sich an.» Es sind Unterschiede, die das Leben abwechslungs- und zugleich konfliktreicher werden lassen. Nun kommt es darauf an, dass diese Unterschiede nicht in einer Hierarchisierung von sog. angenehmen und unangenehmen Differenzen entschärft werden oder ausschliesslich erlitten werden müssen, so dass es zu einer Passion der Differenz führen würde.¹¹ Vielmehr geht es darum, Unterschiede *auszuhandeln* und zu *gestalten*.

Voraussetzung einer pluralen Gesellschaft ist Differenzverträglichkeit. Voraussetzung der Differenzverträglichkeit ist ein Subjekt, das die Differenzen wahrnimmt, erträgt und auszuhandeln versteht, kurz: *wahrnehmungsstark* ist. Mein Konzept des wahrnehmungsstarken Subjekts umfasst mindestens zwei praktische Kompetenzen, nämlich die Wahrnehmungs- und die Pluralitätskompetenz¹²:

Wahrnehmungskompetenz erfordert die Fähigkeit, gleichzeitig mehrere

Wahrnehmungen zu empfinden und zu erkennen und aus dieser Fülle auszuwählen. Dazu gehört auch die Möglichkeit, Wahrnehmungen bewusst und gezielt zu *filtern*. Filtern erweist sich hier als jene Kompetenz, sich gegen gewisse Wahrnehmungen auf Zeit empfindungslos zu zeigen, ohne dass diese punktuelle Empfindungslosigkeit die Wahrnehmungsmöglichkeit selbst tangiert.

Dass dieser Filter notwendig ist, demonstriert die Forderung nach *Effizienz*. Effizienz zwingt zu einem höchst schnellen Erfassen von Situationen und deren Abwicklung; sie zwingt zu einem «Hochgeschwindigkeitssehen»¹³: Das Individuum hat sich unermüdlich der alltäglichen Beschleunigung dessen, was sich ihm zeigt, anzupassen. Die Beschleunigung führt zu einer eigentlichen Automatisierung der Wahrnehmungen und «entmündigt» das wahrnehmende Subjekt.

Wahrnehmungsschwach wird das Subjekt dann, wenn es sich von Wahrnehmungen abschottet und in einen anästhesierten Zustand verfällt. Und was als empfindungsloser Effekt zwar noch sinnvoll sein kann, verändert sich als Zustand zu einer individuellen und zugleich sozialen Desensibilisierung.¹⁴ Ein Phänomen dieser Desensibilisierung ist die zunehmende *soziale Kälte*. Wahrnehmungstark ist also jenes Subjekt, das sich seine Wahrnehmungen bewusst auswählt, aneignet und zu Erfahrungen verarbeitet.

Die Wahrnehmungsvielfalt fordert als zweite Kompetenz eine «*Pluralitätskompetenz*»¹⁵. Sie ermöglicht, dass das Subjekt gleichzeitig Verschiedenes wahrnehmen kann – verschiedene Gefühle, Assoziationen, Stimmungen, Meinungen, Sichtweisen, Blickwinkel, auch verschie-

dene Formen des Ausschlusses –, ohne dass es sich überfordert oder in seinen Empfindungen überflutet fühlt und ohne dass es seine Selbstwahrnehmung einschränken und seine Selbstbestimmung aufgeben muss. Gerade weil Identitäten und Lebensentwürfe vielfältig gestaltet werden können, weil das individuelle Leben zunehmend als *ein Leben in Übergängen* stattfindet und weil *Vielfalt* (und ihre Kehrseite: die Labilität) zur alltäglichen *Normalität* geworden ist, muss das Subjekt in seiner Handhabung dieser vielfältigen Pluralitäten kompetent bzw. gestärkt werden. Die Pluralitätskompetenz zeigt sich hier auch als Fähigkeit, in Übergängen zu existieren, sich eigener Transformationsprozesse bewusst gewahr zu werden und diese reflektierend zu begleiten. Das Subjekt entwirft sich und seine «Welt» aufgrund der Vielfalt.

Ein solchermassen begabtes und auch gebildetes Individuum ist ein *wahrnehmungstarkes Subjekt*, das seine Stärke darin sieht, die Pluralität nicht beherrschen und bewältigen zu müssen, sondern ihr gerecht zu werden. Ein Subjekt also, das sein Selbstbild nicht als einen Haufen Schnappschüsse übersieht, sondern dieses zu gestalten vermag. Das Subjekt, das über diese zwei Kompetenzen verfügt, muss weder zu seinem eigenen Diktator werden, der die interne Selbstfremdheit als Überfremdung verachtet und seine eigenen Minoritäten unterdrückt, noch über befremdende und fremde Wahrnehmungen bzw. über Andere bestimmen.

Hugo Loetscher schreibt dazu in seinem Werk *Der Immune*: «Hätte er sich zur Deckung bringen wollen, einmal und ganz und für immer, hätte er in sich selber mindestens eine Minorität unterdrücken müssen. Damit aber wäre er sein eigener Diktator geworden und hätte in sich selber schon ein totalitäres System errichtet. Mit all dem, was nicht zur Deckung kam, tat sich ein Spannungsfeld auf, und sein Agieren bedeutete nicht, diese Spannung aufzulösen, sondern sie zusammenzu-

Leben in Übergängen
(Bild: Corbis
Westlight).

halten, darauf bedacht, nicht zerrissen zu werden... Zugleich aber enthielt der Rest, der nicht aufging, die noch nicht genutzten Möglichkeiten; er hoffte, dass sich darunter auch jene befand, auf seine eigne Weise etwas Menschen-Mögliches zu sein.»¹⁶

Ich bin mir bewusst: Meine Zutaten fordern heraus, gerade weil sie den *Luxus der Aufmerksamkeit* gegenüber den Wahrnehmungen und den *Luxus der Zeit* gegenüber der Komplexität der Realität und ihrer Analyse beanspruchen. Ich denke, dass die pluralen Prozesse ambivalenter Integration beides notwendig brauchen: die Zeit, um wahrzunehmen, den Raum, um die Komplexität nachzuvollziehen. Und jeder einzelne Mensch braucht den Sozialraum, also jenen Raum, in dem das Leben mit den Anderen stattfindet, um sich darin zu verorten/zu verankern und ver-rücken zu lassen.

4. Integration schafft Desintegration schafft Integration...

Zum Schluss möchte ich noch meinen mehrdeutigen, um nicht zu sagen missverständlichen, Titel «auflösen» oder zumindest erläutern.

Wenn ich mich nach einer heftigen Debatte und nach Klärung so genannter Missverständnisse von meinen Gesprächspartner/innen verstanden fühle, wenn sich mir nach der Anstrengung wiederholter Lektüre ein bis anhin fremder Text erschliesst und ich den Ausführungen einer Autorin langsam folgen kann, wenn ich eine komplexe Situation wahrnehme und allmählich zu entziffern verstehe, wenn sich dann diese Anstrengung im Glücksgefühl verdichtet: ich hab's verstanden! – dann geht so etwas wie ein Erdbeben durch mich hindurch und die Schichten in mir verschieben sich; *ich verändere mich*. – Diesen Moment, wo das, was ich als unverständlich und mir fremd voreilig verabschiedet und verworfen habe, sich mir nach Anstrengung doch noch

erschliesst, nenne ich «Integration»; und diese Integration bewirkt, dass ich nicht mehr dieselbe bin, für einen kurzen, vielleicht heftigen Moment *des-integriert* worden bin.

Aber der Rausch des Jetzt-habe-ich-es-verstanden! hält nicht an; die nächste Abweichung oder Differenz oder Fremdheit stört und verlangt nach Wahrnehmung und Interesse. «Integration», die Desintegration schafft, ist daher ein *unabschliessbarer Prozess* kontinuierlicher Störungen und Ambivalenzen; ein Integrationsprozess zwischen der «Angst der Freiheit und der Bequemlichkeit der Gewissheit»¹⁷ – letztlich ein Prozess der *Selbstbildung* mit den Anderen. ●

¹ Axel Honneth, Desintegration. Bruchstücke einer soziologischen Zeitdiagnose, Frankfurt a. M. 1994, 14.

² Sigmund Freud, Das Unbehagen in der Kultur (1930), Studienausgabe Band IX, 198.

³ Vgl. Zygmunt Bauman, Unbehagen in der Postmoderne, Hamburg 1999, 48ff.

⁴ Ebd. 45.

⁵ Peter A. Schmid, Erinnerungen an das Fremde, in: *Cognitio humana – Dynamik des Wissens und der Werte*, hg. von Christoph Hubig und Hans Poser, Leipzig 1996, 324.

⁶ Vgl. ebd. 325.

⁷ Vgl. Peter A. Schmid, Gibt es ein Recht auf Einwanderung?, in: *Ethik in der Schweiz*, hg. von Helmut Holzhey und Peter Schaber, Zürich 1996, 77f.

⁸ Vgl. Peter A. Schmid, Die Angst vor dem Fremden, in: *Rote Revue* 1/1994, 10f.

⁹ Julia Kristeva, Fremde sind wir uns selbst, Frankfurt 1990, 209.

¹⁰ Norbert Wokart, Die Welt im Kopf. Ein Kursbuch des Denkens, Stuttgart 1998, 226.

¹¹ Vgl. Lisa Schmuckli, Differenz und Gerechtigkeit, Referat an der Paulus-Akademie Zürich, unter www.paulus-akademie.ch > Dokumente.

¹² Lisa Schmuckli, Begehren nach Bildern, Wien 2006, 205ff.

¹³ Lydia Hausteil, Reise in einen Reistag. Die Wiederentdeckung der Kunst, in: *Das Erbe der Bilder*, hg. von Belting/Hausteil, München 1998, 31.

¹⁴ Vgl. Wolfgang Welsch, Ästhetisches Denken, Stuttgart 1990, 16.

¹⁵ Wolfgang Welsch, Subjektsein heute, in: *Studia Philosophica* 51/1992, 162.

¹⁶ Hugo Loetscher, Der Immune, Zürich 1985, 366.

¹⁷ Zygmunt Bauman, a.a.O., 360.